

Welche "Feminismen" - welche "Antifeminismen"? Zum Subjektivierungspotenzial von Gegendiskursen

Röthl, Martina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Röthl, M. (2021). Welche "Feminismen" - welche "Antifeminismen"? Zum Subjektivierungspotenzial von Gegendiskursen. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 13, 481-491. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-17739>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

WELCHE ›FEMINISMEN‹ – WELCHE ›ANTIFEMINISMEN‹? ZUM SUBJEKTIVIERUNGSPOTENZIAL VON GEGENDISKURSEN

Martina Röthl

Dieser Beitrag stellt Teilergebnisse einer Feldanalyse vor, die auf die Beantwortung der Forschungsfrage zielte, welche Subjektivierungspotenziale Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit verhandelnden Diskursen immanent sind.¹ Mit Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit korrespondierende Wissensbestände wurden dabei als in Alltagsdiskursen flottierende und durch sie/in ihnen legitimierte, kulturelle Vorgaben in den Blick genommen.² Subjektivierungen sind im Folgenden als ›Subjektivierungsweisen‹ fokussiert.³

Die Analyse setzte bei von Feldakteur*innen getätigten, sprachlichen wie nicht-sprachlichen Bezugnahmen an, mit denen diese auf feministische wie antifeministische Diskursfragmente rekurrierten. Diese Bezugnahmen ließen sich heuristisch als konkrete ›Praktiken der Bezugnahme‹ setzen und letztlich als identitätsstiftende Praktiken untersuchen. Als besonders stark affizierend zeichneten sich unmittelbar mit der antagonistischen Konstellation ›Feminismus versus Antifeminismus‹ interferierende Subjektivierungsangebote ab, sodass es die Aufmerksamkeit auf diesbezügliche Selbstpositionierungen zu richten galt. Allerdings – und auf diesen Aspekt geht der Beitrag nun gezielt ein – ließen sich in Hinblick auf diese antagonistischen Positionierungen zunächst kaum analytische Vorannahmen treffen: Feldbegriffe, wie

-
- 1 Die Feldforschungsarbeiten und der größte Teil der Datenauswertung zu dem seit 2016 laufenden Forschungsprojekt sind abgeschlossen. Zur Feld-Analyse siehe *Rolf Lindner*: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99 (2003), S. 177–188. Die dispositiv-theoretisch ausgerichtete, aber über ethnographische Zugriffe perspektivierte Untersuchung bringt interpretative Analytik, dialogisches Forschen und freischwebende Beobachtung (*Colette Pétonnet*: Die freischwebende Beobachtung. Das Beispiel eines Pariser Friedhofs. In: *Johanna Rolshoven* (Hg.): ›Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers ...‹. Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes. Marburg 2003, S. 91–103) zusammen. Ausgewertet wurden 20 Beobachtungssettings, 15 Interviews und 23 informelle Gespräche. Die Materialbasis enthält zudem Daten aus vier umfangreichen Einzelfallstudien sowie gezielten Medienanalysen. Das Material liegt bei der Autorin.
 - 2 Z. B.: *Angelika Wetterer*: Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen. Eine wissenssoziologische Rekonstruktion. In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 1 (2009), Heft 2, S. 45–60.
 - 3 *Andrea D. Bührmann/Werner Schneider*: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld 2008, S. 100; *Martina Röthl*: Tiroler Privat(zimmer)vermietung. Dispositive Bedingungen. Subjekteffekte. Aneignungsweisen. Münster 2018.

zum Beispiel jener der ›Geschlechterfront‹, implizieren zwar klare Oppositionen, im empirischen Material war jedoch kaum auf Muster zu stoßen, die stringent verlaufende Frontlinien zwischen feministischen und antifeministischen ›Flanken‹ widerspiegelt hätten. Vielmehr traten Fragen nach semantischen Uneindeutigkeiten und Widersprüchlichkeiten in den Vordergrund – allen voran jene danach, wie Begriffe, auf die einzelne Feldakteur*innen im Zuge ihrer Selbstpositionierungen zurückgriffen, alltagssprachlich besetzt waren – und von welchen Feminismen und Antifeminismen im Feld überhaupt die Rede sein konnte. So verklammert dieser Beitrag einzelne, nah am Material gehaltene ethnographische Vignetten, deren Akzent deutlich bei diesen Widersprüchlichkeiten liegt.

Begegnung am Strand – eine Bezugnahme, eine Positionierung, ein erster Widerspruch

Im Juli 2019 erlaubte ich mir ein Wochenende an einem Ostseestrand, hatte aber einige Transkripte zur laufenden Forschung mitgenommen. Ich codierte emsig, bis sich ein Belgischer Schäferhund ausgiebig über meinen Badesachen ausschüttelte. Dem etwa sechsjährigen Buben, der den Hund begleitete, warf ich einen vorwurfsvollen Blick zu, kam dann aber mit dessen zur Entschuldigung herbeigeeilten Mutter ins Gespräch. Mit Fingerzeig auf meine Unterlagen wollte sie wissen, womit ich beschäftigt war. Ohne rechte Lust, mich zu erklären, antwortete ich nur »Forschung, irgendwas mit Feminismus!« – was nun aber unvermittelt auf Interesse stieß: Fast ein wenig enthusiastisch berichtete die Frau, die sich mittlerweile als Maria vorgestellt hatte, unlängst von einer Art ›Spiel‹ mit dem Namen ›Patriarchy Chicken‹ gelesen zu haben. Die Idee dabei sei, dass Frauen Männern auf der Straße bewusst nicht ausweichen und dabei lächeln sollten. Auch wenn sie »ganz sicher keine Feministin« sei, sagte Maria, »das« finde sie »schon ganz interessant«. Maria schlug vor, meinen Strandsitz zu ihrem zu verlegen. Für ihren Mann sei ›Gender‹ zwar ein Reizwort, doch wenn dieser mit dem älteren Sohn aus dem Wasser zurückkäme, dann könnten wir dieses ›Patriarchy Chicken‹ vielleicht hier am Strand ausprobieren.⁴

Ich willigte ein und erbat Marias Zustimmung, einige Daten generieren zu dürfen. Und: Angesichts eines weiter in der Vergangenheit liegenden Erlebnisses musste ich etwas schmunzeln, dass ich nun tatsächlich im Begriff war, Feldforschung am Strand zu betreiben: Ganz zu Beginn meiner Dissertationsforschung sprach ich mit einem kurz vor seiner Pensionierung stehenden Tourismuswissenschaftler über den

4 Informant*innen sind in diesem Beitrag anonymisiert. Neben den ausgewiesenen Interviews flossen sieben Beobachtungsprotokolle (hier und im Folgenden: BP vom 20. 7. 2019) sowie Ergebnisse aus Medienanalysen ein.

Studienkreis für Tourismus in Starnberg, der bekanntlich qualitative und so genannte nicht-kommerzielle Tourismusforschung betreibt. Mir, dem Greenhorn, sagte der >Experte< damals, dass ich mir »das« – und der verächtliche Tonfall war nicht zu überhören – auf keinen Fall anzusehen bräuchte. Gearbeitet würde dort mit den seltsamsten Methoden, die sogar vorsähen, »dass man sich an den Strand setzt und schaut, wer ein Würstel essen geht.«⁵ Gemeint war die Teilnehmende Beobachtung und diese >seltsame< Methode hatte mir an diesem Nachmittag schon ein erstes Datum beschert – die Erwähnung von >Patriarchy Chicken< ließ sich als Bezugnahme auf ein feministisches Diskursfragment werten,⁶ die im Widerspruch zur Selbstpositionierung (>ganz sicher keine Feministin«) stand.

Weitere Bezugnahmen, weitere Widersprüche – >feministische< Subjektivierungspotenziale?

Von Maria war zunächst zu erfahren, dass sie bis zur Geburt des ersten Sohnes in einer KITA tätig gewesen war und seither im familieneigenen Bauunternehmen mitarbeitete. Dass sie sich nicht als Feministin betrachten wollte, führte die 32-Jährige darauf zurück, dass ihr die Person Alice Schwarzers missfiel. Für »Gleichberechtigung und Gender und so« stehe sie jedoch ein, sagte Maria – Frauenquoten und geschlechtergerechte Sprache lehne sie aber gänzlich ab. Von einer ehemaligen Kollegin sprach Maria wiederum als »Vorbild«, da diese sich so gut »behaupten« konnte. Die Kollegin sei »sicher Feministin« – und habe ihr davon abgeraten, die Stelle in der KITA aufzugeben. Maria erwähnte die Absicht, »demnächst, nein dringend« etwas an ihrer beruflichen Situation zu ändern, ihr Mann wolle davon aber nichts hören. Weitere Themen, die Maria im Verlauf des Nachmittags in eine Art feministischen Gesamtdiskurs hineinreklamierte, waren: Ehe für alle, Gender Pay-Gap, Altersarmut, Recht auf Schwangerschaftsabbruch, faire Verteilung von Haus- und Reproduktionsarbeit, Kampf gegen Prostitution, 1968 und die sexuelle Freizügigkeit, die *Riot Grrrls* und auch die Kölner Silvesternacht des Jahres 2015, wobei ihr der Aspekt der politischen Instrumentalisierung hier völlig klar schien.

In Bezug auf die Subjektivierungspotenziale, auf die Maria abhob, ist zu sagen, dass es ihr sichtlich behagte, sich als eine auf dem Themengebiet >Gender< bewanderte Person zu präsentieren. Evident wurde auch eine gewisse moralische Überlegenheit, die Maria gegenüber Geschlechtergerechtigkeit unaufgeschlossenen Perso-

5 *Martina Röthl*: >Normale Leute<. Tiroler Privat(zimmer)vermietung, Tourismus als Dispositiv und die Aneignung von Subjektivität. Dissertation. Innsbruck 2015, S. 71.

6 Die Idee zu >Patriarchy Chicken< lässt sich zur britischen Historikerin Charlotte Riley zurückverfolgen.

nen behauptete. Und: Alltagsdiskurse um Reproduktionsarbeit und Erwerbstätigkeit schienen Maria mit Argumenten auszustatten, die sie gegenüber ihrem Mann ins Feld führen konnte. Ihr zentrales Thema war aber definitiv Selbstbehauptung: Die ins Körperliche übersetzte Lust daran wurde beim gemeinsamen ›Patriarchy Chicken-Experiment‹ äußerst greifbar – auch wenn wir es in etwa 20 Minuten nur viermal schafften, Männern an der wochenends gut frequentierten Waterkant nicht auszuweichen, Maria heftig angerempelt wurde, dabei einen Schuh verlor und das Experiment ironischerweise in einem Cinderella-Plot endete. Der Widersprüche nicht genug: Dass sie diese Situation genossen hatte – ein Mann steckte Maria in kniender Haltung den abhandengekommenen Flip-Flop an –, reflektierte Maria anschließend und von sich aus als »Weibchen-Verhalten«.

Ersichtlich wird hier, dass Maria mit feministischen Diskursen korrespondierende Subjektivierungsangebote aufgriff – und es ist dieses, in Bezugnahmen zum Ausdruck kommende, direkte Aufgreifen, auf das die analytische Differenzierung zwischen bloßen, aus welchen Richtungen auch immer adressierten Identitätsofferten auf der einen und ›Subjektivierungspotenzialen‹ auf der anderen Seite fußt. Mit letzterem ist nämlich explizit auf aus Subjektsicht bereits ins Auge gefasste, für Selbstpositionierungen beziehungsweise die Herstellung von Selbstverhältnissen als ›infrage kommend‹ klassifizierte Anschlüsse verwiesen: Maria übernimmt aus ihrer Sicht Nützliches fragmentarisch in das eigene Selbstverständnis, die Aneignung orientiert sich jedoch nicht an ›einer‹ bestimmten Subjektposition und bedarf auch nicht des bewussten oder gezielten Rückgriffs. Sich widersprechende und unvereinbar scheinende Subjektivierungsangebote/Identitätsofferten können angenommen und adaptiert werden, ohne dass es auf Subjektebene zu tatsächlicher Ambivalenz kommen muss.

Gegendiskurse und antifeministische Repertoires – welche Antifeminismen?

Maria bezog sich auf feministische Diskursfragmente, bediente sich jedoch auch aus antifeministischen Repertoires. Ihr Ansprechen gegen Frauenquoten, geschlechtergerechte Sprache und die Person Alice Schwarzers wurde bereits erwähnt. An diesem Nachmittag thematisierte sie außerdem Frühsexualisierung – »Das ist im Kindergarten Thema, schrecklich!« – und ging zum Beispiel auch nicht davon aus, dass ›Antigenderismus‹ per se etwas mit einer politisch rechtsgerichteten Einstellung zu tun habe. Maria sprach sich gegen »zu viel Gender« an Universitäten aus und die »Verweiblichung der deutschen Bildungslandschaft« bereitete ihr offenbar Sorge. Über das Fehlen männlicher Vorbilder, welches sie bedauerte, sprach sie fast ein wenig so, als wären patriarchale Strukturen Garant für die Dauerpräsenz liebevoller,



Abb. 1: In Form einer Videobotschaft will der Grazer FPÖ-Gemeinderat Armin Sippel im Sommer 2016 Verhaltensregeln für Asylwerber festlegen.

rechtschaffener, eben >vorbildhafter< Väter, Männer, Lehrer und Erzieher. Apropos: Marias Ehemann Paul reagierte nicht mit überschwänglicher Begeisterung auf meine Anwesenheit. Er verglich mich mit der von Maria erwähnten Kollegin, in seinen Worten »der Hardcore-Emanze aus dem Kindergarten«. Paul blieb jedoch einigermaßen höflich und brachte sich hier und da ins Gespräch ein. Über Marias Einschätzung zur Kölner Silvesternacht war er sichtlich empört und verbal nah an dem, was sich aussageanalytisch und mit Blick auf Abbildung 1⁷ dem rechtspopulistischen Feld zuordnen lässt: »Da möchte ich gerade dich sehen«, sagte Paul an seine Frau gerichtet – und: »Nene du, Finger weg von >unseren< Frauen!« Paul übernahm hier eine gängige Wendung, die – mittels Possessivpronomen – >Frauen< als Eigentum eines männlich-nationalen Kollektivs adressiert.⁸

Paul griff zudem mehrmals auf den Terminus »Genderideologie« zurück, der für Akteur*innen antifeministischer Milieus synonym zur vermeintlichen Unwissenschaftlichkeit der Gender Studies steht, und der Verhinderung der sachlichen Ausein-

7 YouTube-Screenshot. URL: https://www.youtube.com/results?search_query=sippl+sehr+geehrte (Stand: 15.7.2019).

8 *María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan*: Die Migrantin retten!? In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 41 (2016), Heft 3, S. 13–28.

andersetzung mit politisch Unerwünschtem dient.⁹ Paul schloss damit in Richtung der Bedrohung eines als traditionell präferierten Familienmodells an: »Genderideologie« und Feminismus seien zu mächtig geworden und hätten »schon viele Familien zerstört.« Aus unternehmerischer Sicht gab er zu bedenken, dass Schwangerschaften von Angestellten »immer eine Katastrophe« seien. »Väterkarenz« sah Paul als ein Übel: Würden seine Angestellten eine solche in Anspruch nehmen, sagte er, so müsste er seinen Betrieb schließen.

Gemeinsam deckten Maria und Paul einen breiten Streifen des antifeministischen Argumentationsspektrums ab. Aus Interviews und informellen Gesprächen mit anderen Feldakteur*innen ließe sich ergänzen: noch wesentlich vehementere Anfeindungen der Gender Studies; die Verschwendung von Geldern; die Diffamierung Geschlechtergerechtigkeit einfordernder Maßnahmen entlang der Begründung, dass solche überhaupt nicht nötig seien; die Behauptung eines Feminismus, der sein Ziel verfehle, ein exkludierendes und stigmatisierendes Klima schaffe und gezielt die moralische Keule schwingt, um die Unterdrückung des Mannes und/oder die strukturelle Benachteiligung von Vätern herbeizuführen. Frauen forderten Rechte, verneinten aber Pflichten. Feldakteur*innen verwiesen strategisch auf öffentlichkeitswirksam auftretende Antifeministinnen und kommentierten nach der Devise »wenn es die Frauen doch selber sagen«. Nicht selten war gar auf die Aussage zu stoßen, dass das Leben im Patriarchat auch für Männer kein Zuckerschlecken (gewesen) sei. Gezielte Provokationen bauten außerdem häufig auf das Ad absurdum-Führen des Gedankens, man könne »quasi täglich« seine Geschlechtsidentität wechseln. Untermauert wurden solche Äußerungen vorzugsweise mit gedanklichen Ausflügen ins Tierreich und – für die Europäische Ethnologin – unerträglichen evolutionstheoretischen Anrufungen. Das Attribut »unerträglich« ist hier ganz bewusst gewählt, denn »solche weit gespannten Bögen, die heutige Geschlechterbilder mit evolutiven Dispositionen verbinden«, so Silke Götttsch bereits 1999, »sind volkskundlichem Denken suspekt.«¹⁰

9 Sebastian Scheele: Gender-Ideologie? Welche Fragen der Ideologie-Vorwurf aufwirft und warum gerade die Gender Studies einiges zu den Antworten beitragen. In: Regina Frey u. a.: Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie – Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse. Berlin 2014, S. 41.

10 Silke Götttsch: Geschlechterforschung und historische Volkskultur. Zur Re-Konstruktion frühneuzeitlicher Lebenswelten von Männern und Frauen. Einleitung. In: Christel Köhle-Hezinger/Martin Scharfe/Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg 1997. Münster u. a. 1999, S. 1–17, hier S. 2.

Antifeminismen – gemeinsame Logiken, gemeinsames ›Gegenwissen‹?

Neben den eben erwähnten, stets an ›harten, naturwissenschaftlichen Fakten‹ ausgerichteten Bögen spiegelte das untersuchte Material auch Anleihen bei – bereits relativ gut beforschten – antifeministischen Diskursstrategien wider, zum Beispiel dem Betonen männlicher Opferrollen, ›Femokratie‹-Vorwürfen oder der Verbreitung entsprechender Bedrohungsnarrative, ›fake news‹ und Verschwörungstheorien.¹¹ Solche Bezugnahmen ließen Rückschlüsse auf gemeinsame Logiken antifeministischer Alltagsdiskurse zu. In Hinblick auf Subjektivierungspotenziale – hier also bezogen auf die Frage, was entsprechende Logiken so attraktiv macht, dass Einzelne sie in ihre Arbeit am Selbst einbeziehen – wurde die Analysefolie der Bezugnahmen noch auf andere Weise produktiv: Über sie ließ sich auch verfolgen, inwiefern Akteur*innen das antifeministische Wissen, an das sie anschlossen, tatsächlich als ›antifeministisch‹ beziehungsweise überhaupt als ›Gegenwissen‹ klassifizierten. Die Ergebnisse des an dieser Frage orientierten Analyseschritts verwiesen auf starke Heterogenität und ließen mich dazu übergehen, von ›Antifeminismen‹ zu sprechen. Wo Akteur*innen antifeministisches Gegenwissen jedoch im Sinne der antagonistischen Konstellation ›Feminismus versus Antifeminismus‹ ins Spiel brachten, konnotierten sie dieses als emanzipatorisches Wissen, das – durch ihr Zutun und zum Wohle der Allgemeinheit – auf möglichst breiter Ebene in die Gesellschaft zu transferieren sei. Die Perspektivierung über Gegendiskurse birgt also auch ein ironisches beziehungsweise irritierendes Moment, denn: Der Fokus darauf, emanzipatorischem Gegenwissen zu Durchsetzung und Öffentlichkeit zu verhelfen, – darüber hinaus aber längst auch Diagnosen zu dessen Vernutzung in neoliberalen Transformationsprozessen – lässt sich als zentrales Segment *feministischer* Strategiebündel ausweisen.¹²

Dass es lohnt, antifeministischem Gegenwissen auf der Mikroebene nachzuspüren und dabei stark auf Selbstpositionierungen zu setzen, zeigt auch die folgende Passage aus dem Interview mit Andy Landwehr, in dem dieser seine Standpunkte äußerst selbstbewusst und vehement vertrat. Dem 37-Jährigen Unternehmer wurde hier die Frage gestellt, ob er sich als Antifeminist verstehe:

-
- 11 Z. B.: Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hg.): *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld 2015; Stefanie Mayer/Edma Ajanovic/Birgit Sauer: *Kampfbegriff ›Gender-Ideologie‹. Zur Anatomie eines diskursiven Knotens. Das Beispiel Österreich*. In: Juliane Lang /Ulrich Peters (Hg.): *Antifeminismus in Bewegung. Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt*. Hamburg 2018, S. 37–59.
- 12 Z. B.: Gundula Ludwig: ›Privates‹ Wissen, staatliche Regulierungen und Subjektkonstitutionen. In: Nikola Langreiter u. a. (Hg.): *Wissen und Geschlecht. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*. Wien 2008, S. 195–200.

»Ich? Ein Antifeminist? Das kommt drauf an, was der Feminismus ist. Also, wenn der Feminismus ist, irgendwie müssen wir jetzt sicherstellen, dass irgendwie das Ampelmännchen weiblich ist oder nicht ... dann wäre ich wohl schon Antifeminist, weil ich das halt total bescheuert finde. Ich meine, auf der Welt sterben täglich Kinder an Hunger und wir verbrennen hier Geld für so einen Schwachsinn. Und ich kenne nicht eine Frau, die sich jemals Gedanken darüber gemacht hat, dass irgendwie da jetzt irgendwie keine Frau auf der Ampel ist.«¹³

Der Sprecher, der hier auf ein Diskursereignis des Jahres 2015 rekurriert,¹⁴ stellt der ihm abwegig scheinenden feministischen Forderung (weibliche Ampelmännchen) ein signifikant dringlicheres Szenario (an Hunger sterbende Kinder) gegenüber. Er konstruiert Opposition, Asymmetrie – und letztlich Illegitimität. Die Glaubwürdigkeit des auf diese Weise eingeführten beziehungsweise reproduzierten Gegenwissens erhöht der Sprecher durch das Zusammenführen mit dem eigenen Erfahrungswissen (er kenne keine Frau, die so denke). Der Interviewpartner umgeht die klare Positionierung und lässt rhetorisch offen, gegen welchen Feminismus er Stellung bezieht (Das kommt drauf an, was der Feminismus ist). An anderer Stelle beklagte er, dass feminismuskkeptische Äußerungen mit Sprechverbotten belegt würden.

Hinsichtlich klarer antifeministischer Positionierungen gilt, dass solche auf Ebenen des Alltäglichen >eigentlich< selten vorkommen beziehungsweise häufig – und möglicherweise in strategischer Absicht – umschifft werden. So enthielten Interviews mit antifeministischen Tendenzen auffällig oft Passagen, die dem Feminismusbegriff eine mangelhafte Prägnanz unterstellten. Demselben Muster folgen antifeministische Äußerungen in öffentlichen/mediale Räumen, womit die – mit der Folie >Gegenwissen< bereits fokussierte – Implementierung und Stabilisierung diesem Gegenwissen inhärenter Logiken noch einmal stärker ins Blickfeld rückt. Analytisch drängte sich hier die Berücksichtigung bereits angeeigneter Subjektivitäten auf: Andy Landwehr brachte sowohl sein Wissen über »die Frauen« als auch seine skeptische Haltung gegenüber feministischen Positionen mit dem Umstand in Zusammenhang, ab den frühen Teenager-Jahren in einem »Frauenhaushalt« mit vier älteren Schwestern aufgewachsen zu sein. In einem anderen Interview, jenem mit dem 43-jährigen Produktdesigner Theo Neuss, wurden an eigenen Vor- und Nachteilen ausgerichtete Denkweisen noch direkter greifbar. Von seiner Alltagserfahrung ausgehend, dass einem »die Genderbeauftragte immer noch eine Korrekturrunde auf[zuhalsen«

13 Interview mit Andy Landwehr vom 28. 8. 2018.

14 >Nieder mit den Ampelmännchen – Deutschland im Gleichheitswahn?«, die am 2. 3. 2015 ausgestrahlte Folge der WDR-Talkshow >Hart aber fair< wurde nach Beschwerden verschiedener Frauenräte zunächst aus der Mediathek genommen und dann am 7. 9. 2015 wiederholt.

vermag, kam dieser Feldakteur im Gespräch unvermittelt zur Behauptung, technische Innovation sei stets von Männern ausgegangen. Man wolle »sich doch wirklich nicht ausmalen, wenn da jetzt Frauen [offen gebliebener Satz].« Herr Neuss Selbstrepräsentation respektive Selbstbild »gewinnt« durch die Bezugnahme auf das Klischee; jede bestätigende Bezugnahme hat jedoch auch das Potenzial, zur Legitimierung des Wissensfragments oder -inhalts beizutragen, auf das bzw. den die Bezugnahme rekurriert. Meine Gegenpositionen konnte Herr Neuss übrigens nicht ernst nehmen: Wenn das Fach, aus dem ich komme, zu den Kultur- oder Geisteswissenschaften zähle, dann sei das, was ich sage »schließlich nicht richtig wissenschaftlich.«¹⁵

Gegenwissen zum Gegenwissen? Ein Ausblick und eine Rückkehr zum Strand

Die Perspektivierung über Gegendiskurse drängt darauf, abschließend zumindest noch einige Schlaglichter auf Wechselseitigkeiten – hier konkret auf das kontradiktorisch auf das Erstarken antifeministischer beziehungsweise »antigenderistischer« Diskurse reagierende Wissen und seine Subjektivierungspotenziale – zu werfen. Praktiken der Abwertung kultur- und geisteswissenschaftlicher Wissensproduktion, auch ihre eher »unterschwellig« Formen, wie sie im einleitend präsentierten Beispiel zur kommerziellen Tourismusforschung sowie dem Seitenhieb von Herrn Neuss erkennbar werden, provozieren Gegenpositionen. Die entsprechenden akademischen Felder geraten so als Produktionsstätten permanenten Widerspruchs – und auch damit korrespondierender Subjektpositionen in den Blick. Zum einen lässt sich hier kurz einwerfen, dass »wir« uns als Vertreter*innen einer vornehmlich mit qualitativen Methoden hantierenden Disziplin wohl in beträchtlicherem Maße provoziert fühlen müssten. Zum anderen ist hervorzuheben, dass Feldakteur*innen, die sich in der Feldbegegnung als »feministische« Akteur*innen zu erkennen gaben, und/oder in feministischen Praxisfeldern verortet waren, eigene Standpunkte tatsächlich stark über die Anknüpfung an (geistes- und kultur-)wissenschaftliche Spezialdiskurse legitihierten. Affinität zum akademischen Feld birgt auf verschiedensten Ebenen hohes Subjektivierungspotenzial;¹⁶ als solche wahrgenommene/verstandene antagonistische Konstellationen scheinen aber auch hier prädestiniert, Bezugnahmen, Selbstverortungen sowie andere Modi der Aneignung zu stimulieren.

15 Interview mit Theo Neuss vom 1.9.2018.

16 Man denke etwa an akademisches Prestige, Expert*innentum, verschiedene Praktiken der Teilhabe am wissenschaftlichen Diskurs (Publizieren, Vortragen, Lehren etc.), an grundsätzliche Verortungen innerhalb »der Akademie« beziehungsweise die (Selbst-)Positionierung entlang entsprechender Hierarchien et cetera.

An Gegnerschaft(en) gebundene Subjektivierungspotenziale ergeben sich für Praktiker*innen des Weiteren über den Faktor, sich der Solidarität des politischen Mainstreams und der Zivilgesellschaft gewiss sein zu können: Interviewte Gleichstellungsbeauftragte beklagten zwar die Zunahme von Anfeindungen, verwiesen aber auch auf stärker werdende, gegen Antifeminismus gerichtete Bündnisse, die häufig die Aufstockung oder Verlängerung von Mitteln zur Folge hätten.¹⁷ Als Reaktion auf das Erstarken antifeministischer und >antigenderistischer< Diskurse ist außerdem zu lesen, dass die Uneinigkeit zwischen Akteur*innen feministischer Bewegungen (wieder) stärker betont wird, wodurch sich adressierbare Subjektivierungsangebote potenzieren und sich der Bedarf an epistemischer Interaktion erhöht. In feministischen Milieus verfestigen sich etwa antagonistische Verhältnisse zwischen Gendertheorie, >Gender und Diversity< und >dem Feminismus.<¹⁸ In Anschlag gebracht wird der Vorwurf eines >zahnlosen< Feminismus, aber auch, dass >Gender< durch die Institutionalisierung der Gender Studies hegemonial geworden sei und sich aus dem Konzept ableitbare Strategien leicht in den Dienst neoliberaler Flexibilisierungsanforderungen stellen ließen.¹⁹ Dem – älteren – hier aber aus derselben Richtung adressierten Kritikpunkt, der Feminismus habe sein Subjekt, also >die Frau<, verloren, ließe sich nun noch die Position einer Queerfeministin aus meinem Sample entgegensetzen, die sagte: »Wenn die Macht kein Subjekt braucht, braucht der Feminismus auch keins.«²⁰

Diese Aussage sowie der Umstand, dass Hegemonie bekanntlich nicht anders zu fassen ist denn als – jeweils auf das antagonistische Spiel zwischen Wissen und Gegenwissen angewiesene – Organisation von Zustimmung, lassen uns nun noch einmal an den Strand zurückkehren: Nach unserem kleinen Experiment wollten Maria und ich zum nahegelegenen Campingplatzcafé. Als Paul es zunächst ablehnte, sich noch länger alleine um die Söhne zu kümmern, verabschiedete sich Maria kurzerhand mit den Worten: »Jetzt komm schon Pauli, du willst doch nicht, dass dich am Ende noch jemand für einen Antifeministen hält« – und außerdem mit einem Lächeln.

17 Dies ließ sich aus in Deutschland generiertem Material ableiten, die Situation stellte sich in Österreich zur selben Zeit anders dar.

18 Z. B.: *Muriel González* u. a.: Über Feminismus sprechen. In: *Feminismus Seminar* (Hg.): *Feminismus in historischer Perspektive. Eine Reaktualisierung*. Bielefeld 2014, S. 15–29, hier S. 21.

19 Z. B.: *Tove Soiland*: >Gender<: Kontingente theoretische Grundlagen und ihre politischen Implikationen. In: *gender ... politik ... online*. Dezember 2009, S. 14. URL: https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/Kontingente_theoretische_Grundlagen/soiland.pdf (Stand: 7. 2. 2020).

20 Beobachtungsprotokoll vom 4. 9. 2018.



Martina Röthl, PhD
Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Olshausenstr. 40
24098 Kiel
roethl@volkskunde.uni-kiel.de